

Turmbau zu Nebel

Das Kunstmuseum Solothurn zeigt eine Werkschau des Basler Künstlers Anselm Stalder

Von Daniel Morgenthaler

Solothurn. Da hat man gerade frech den Hintereingang zur Ausstellung passiert. Wie damals früher beim Zirkus, oder noch früher beim Autokino. Hat sich neben Wellblechwänden – die stehen wirklich im Kunstmuseum Solothurn – durchgezwängt. Und – schluck! – da platzieren sich prompt zwei riesige Schränke vor einem.

Allerdings sind es in diesem Fall keine Securitas-Muskelprotze. Sondern richtige, weisse Kästen. Je zwei, die ineinander verkeilt sind. Die aber doch eine eigentümliche Figürlichkeit entwickeln. Diese kommt nicht von ungefähr, sind doch die beiden kantigen Ungetüme angelehnt an die Gipsabgüsse von Michelangelos «Sklaven» im Museumsfoyer.

Sind die beiden Figuren am Beginn – oder am Ende, das wird explizit offen gelassen – des Parcours von Anselm Stalders Einzelausstellung «Glimmende Peripherie» analog Sklaven des Minimalismus? Und ist ihr Erschaffer – weil er sich dessen Formvokabular hier nicht widersetzen konnte – ebenfalls Leibeigener des Kunstimperiums des «Minimalismus», das schon das 20. Jahrhundert fest im Griff hatte und nun das 21. ebenfalls zu übernehmen droht?

Versklavung des Minimalismus

Kaum. Der in Basel lebende Anselm Stalder fühlte sich schon in den 80er-Jahren frei genug, nicht in die allgegenwärtige neo-expressionistische Malerei einzustimmen. Sondern schuf unbeirrbar ein exaktes und durchdachtes Werk in ganz unterschiedlichen Medien. Was ihn 1984 sogar in den Schweizer Pavillon der Biennale Venedig brachte.

Paradoxerweise schwimmt der 1956 Geborene mit diesem Ansatz heute wieder eher im Strom: Einige seiner Display-Methoden sieht man aktuell wieder sehr zahlreich bei jungen Künstlern. Eine mit einem bedeckten Rolltisch siebbedruckte Aluplatte etwa, mit einer violetten Kordel mitten im Raum an der Decke befestigt, könnte man sich sehr gut auch in einem Basler Offspace vorstellen. Stalder zeigte sie aber bereits 2003 in seiner Einzelschau in der Kunsthalle Basel.

Anselm Stalder versklavt den Minimalismus lieber selbst, als sich von ihm vereinnahmen zu lassen. Sein bekannter «Torre di nebbia» von 2000 etwa ist ein scheinbar ultraminimalistischer Glaskubus. Doch die darin versiegelte und blickdichte weissbläuliche Farbe



Empfangskomitee. Verkeilte Ecken und Kanten empfangen die Besucher im Foyer («Premier esclave» von Anselm Stalder). Foto Anselm Stalder Kunstmuseum Solothurn

vernebelt, in Kombination mit dem Titel «Nebelturm», die klaren Linien des Minimalismus markant. Und der Versuch des Einfangens des unheimlich-schönen Wetterphänomens ist dann wieder viel eher eine Geste der Romantik. Während sich bei den beiden Sklaven am Hintereingang der Minimalismus eben bis ins Anthropomorphe windet.

Diese Vermenschlichung ist nur konsequent, wie sich herausstellt: Denn bei nicht wenigen der knapp 50 in dieser Schau versammelten Arbeiten

der letzten 20 Jahre steht der Mensch – manchmal fast unmerklich – Modell. Der Mensch Stalder zum Beispiel: «I vuoti» von 1995 etwa ist eine Art Selbstbildnis. Vier längliche Glasplatten in der Grösse des Künstlers hängen etwas prekär an Drahtseilen von der Decke; gelocht sind sie auf Augen-, Herz- und Geschlechtshöhe. Haben die weissen Sklaven-Kästen noch eine brutalistische Präsenz, besteht hier der menschliche Körper nur noch aus gestanzten Leerstellen.

Auch des Betrachters eigener Körper

kann sich nicht so einfach aus seiner Figürlichkeit stehlen: Und zwar nicht nur bei den beiden spiegelnden Wandelementen von 2002, die die eigene Figura gebrochen wiedergeben. Sondern etwa auch bei einer Arbeit, die man erst sieht, nachdem man schon länger darauf herumgelatscht ist: «As if protection could talk about solid ground», die Nummer 001 aus Stalders sogenannter «As if»-Serie, besteht nur aus festem Packpapier, das mit Klebstreifen am Boden befestigt ist.

Das ist in seiner zugespitzten Einfachheit schon sehr kokett, aber eben auch die simpelste – um nicht zu sagen die minimalistischste – Variante, den Betrachter auf eine hauchdünne Bühne zu stellen, ohne dass er es sogleich merkt. Gleich daneben befinden sich dann wieder die Wellblechabschränkungen, die man schon beim vermeintlichen Hintereingang gesehen hat. Ist man jetzt drinnen oder draussen? Frisst man von der «Glimmenden Peripherie» des Ausstellungstitels über den Hag der eigentlichen Schau, oder glimmt die Peripherie vielmehr noch unsichtbar hinter dem Zaun hervor?

Eine Bühne für den Betrachter

Buchstäblich glimmen tut es aber eigentlich nur im Foyer, wo auch die Originalsklaven stehen: Hier hat der Künstler vier Bühnenscheinwerfer in die vier Raumecken gestellt und aufeinander gerichtet. «Verpasster Hitze-punkt», der Titel der Arbeit von 2011, macht klar, dass die vier Leuchten nicht etwa einen Lichtraum definieren – obwohl das Stalder bei einer Konstellation für die Fotoedition «As if light could name a place» von 2002 schon mit stärkeren Scheinwerfern versucht hat. Was sie aber zweifelsohne schaffen, ist eine Art Bühnenraum, der noch durch einen schwarzen Vorhang akzentuiert wird, der an einem Fotografengestänge hängt.

Und wie beim Packpapier am Boden steht der Betrachter schon mittendrin, wenn er merkt, dass er mittendrin ist. Blöd ist nur, dass in der Prunkbühne des Entrées des Kunstmuseums Solothurn jeder Mensch ziemlich kümmerlich und machtlos aussieht. Ausser vielleicht, man ist so ein Kasten wie die zwei Sklaven, die nach wie vor unverrückbar am Wellblechhintereingang der Ausstellung verharren.

Kunstmuseum Solothurn: Werkhofstr. 30 Anselm Stalder: «Glimmende Peripherie». Bis 3.6.2012. www.kunstmuseum-so.ch

C'est la vie



Appell

Von Yvonne Reck Schöni

In meiner Kindheit hatten wir ein Wandtelefon. Das war wunderbar. Es hatte ein geschmeidiges Spiralkabel mit textiler Ummantelung, eine Wählscheibe, und das Beste: Es war immer dort, wo man es vermutet hat. Immer. Schwarz glänzend mit robustem Hörer, ohne irgendwelche Apps, aber ein richtiger Apparat. Appliziert an die Wand und daher jederzeit greifbar. Von unserem schnurlosen Festnetzgerät lässt sich das nicht behaupten. Das kann überall liegen, aber bestimmt nicht auf der Station. Neulich hätte ich es ganz dringend gebraucht. Ich suche im Chaos des Grossen, im Puff der Kleinen, im Bad, im Gang ... und greife schliesslich entnervt zu meinem Natel. Das liegt, schwarz glänzend, genau dort, wo ich es vermute, mit leerem Akku. Also erneut mit geschärftem Blick und wachsender Verzweiflung durch alle Zimmer gepirscht – umsonst. Zum Nacht gibts Apps: Ich rufe zum Appell. Appelliere in Apparatschikmanier an die soziale Gerechtigkeit mit den Worten: «Wo ist gopferdelli unser aller Telefon? Ich suche schon den ganzen Tag!!!» «Heul nicht! Warum drückst du nicht die Suchtaste?», fragt der Grosse. «Was für eine Suchtaste?» Cool latscht er zur Station, drückt auf einen Knopf, der vorher garantiert nie dort war, geht die Treppe hoch, öffnet den Medikamentschrank, und da liegt es. Neben dem Heftpflaster, das geschundene Tambourenfinger zum Tapen benötigen. Okay, darauf hätte man selber kommen können. Wo, wenn nicht zwischen Pflaster und Alcaçyl, soll ein Telefon sonst liegen? Die Szene erinnert an das Youtube-Filmchen, das mir ein Kollege geschickt hat. Falls Sie es nicht kennen: Nehmen Sie sich 33 Sekunden Zeit und geben sie auf Youtube das Stichwort «iPad Eltern» ein. Ich warte so lange ----- Der nette Alte hat mein vollstes Verständnis. Auch in meinem Betriebssystem ist die Anwendung «Peterli hacken» installiert, nicht als App auf dem iPad, aber durchaus verknüpft mit Schneidebrett.

reckschoeni@bluewin.ch

Slawisches Pathos mit Virtuosität gepaart

Mikhail Pletnev, Nikolai Lugansky und das Russische Nationalorchester gastierten im Basler Musiksaal

Von Sigfried Schibli

Basel. Rachmaninow und Pletnev – das ist eine Traum Paarung. Gehört doch der russische Pianist Mikhail Pletnev (54) zu den besten Rachmaninow-Interpreten dieses Erdballs. Im Basler Konzert (in der «World Orchestra»-Reihe der AMG) präsentierte er sich allerdings in seiner zweiten Lebensrolle als Chef des von ihm gegründeten Russischen Nationalorchesters, denn noch ist der Pianist Pletnev in einem mehrjährigen Sabbatical, das er nächstes Jahr beendet.

Und das brauchte man gar nicht zu bedauern. Mit Nikolai Lugansky hatte er einen Pianisten mitgebracht, der die für Rachmaninow erforderliche Treffsicherheit, Kraft und Emotionstiefe aufbringt. Und dazu viel Ausdauer, denn im dritten Klavierkonzert in d-Moll, dem «Elefantenkonzert», ist das Klavier fast pausenlos beschäftigt, bald solistisch im Vordergrund, bald eingebettet in den Klangstrom des Orchesters.

Ausbruch und Rückzug

Eine Sinfonia concertante ist dies gleichwohl nicht, und Lugansky liess keinen Zweifel an seiner Führungsrolle, die er mit dem Dirigenten teilte, aufkommen. Sein Spiel kannte heftige Fortissimo-Ausbrüche und Rückzüge ins Private, gar Sentimentale – bisweilen glaubte man zu hören, wo ein Richard

Clayderman herkommt. Vollkommen souverän in der Tempowahl und unerschütterlich im Technischen, geleitete er sein Publikum durch gut vierzig erfüllte Spielminuten, darin traumwandlerisch sekundiert von Pletnevs Orchester mit seinen vorzüglichen Solisten und dem kompakten Tuttiklang. Die Zugabe: Rachmaninows Prélude in gis-Moll op. 32/12.

Alexander Skrjabin war ein Studienkollege Rachmaninows, wie dieser ein gefeierter Pianist, der sich auch zum Komponieren berufen fühlte – und dennoch ein Antipode. Das zeigt schon seine erste Sinfonie von 1899/1900, mit welcher der idealistisch gesinnte Moskauer dort anfang, wo Ludwig van Beethoven einst aufgehört hatte: mit einer mehrsätzigen Sinfonie mit vokal-instrumentalem Finale, das die Kunst als solche lobpreist.

Kunstlob aus Knabenkehlen

Die Basler Aufführung dieser fast einstündigen Konzertsaal-Rarität konnte sich sehr wohl hören lassen. Die Knabenkantorei liess sich nicht anmerken, dass sie lange auf ihren Einsatz warten musste, und auch nicht, dass diese Partie vermutlich eher für einen gemischten Chor als für einen Knabenchor geschrieben ist, und gab die gut hundert Takte der Chorfüge in E-Dur einatzsicher.



Hinwendung zum Detail. Mikhail Pletnev hat sein Sinfonieorchester als ersten privat finanzierten Klangkörper Russlands 1990 gegründet. Foto Dominik Pflüss

Svetlana Ignatovich musste für die Mezzosopranpartie in den Keller ihrer samtigen Stimme absteigen. Umso mehr konnte Maxim Aksenov – auch er als vorzüglicher Bühnendarsteller bekannt vom Theater Basel – seinen kräftigen Tenor erstrahlen lassen. Das Russische Nationalorchester war auch hier ein mehr als nur verlässlicher Partner des Dirigentenwillens von Mikhail Pletnev. Angefangen mit der raffiniert par-

fürmten Holzbläser-Träumerei des ersten Satzes bis zur beherzten Tempodramaturgie des fünften erbrachte es eine grossartige Kollektivleistung, die gleichwohl einzelne herausragende Beiträge zulies: die strahlkräftige Oboe etwa, die klangvolle Soloflöte oder die messerscharf geblasene Trompete. Anhaltender Applaus des zahlreichen, aber den Saal nicht ganz füllenden Publikums, Blumen sonder Zahl.

Zu aufreizend für Youtube

Madonna-Video ab 18 Jahren

New York. Gut gebaute Männer räkeln sich in engen schwarzen Lackleggings, behandschuht und in High Heels um den lebenden Mythos Madonna. Die Kamera fängt männliche Oberkörper ein, sorgfältig enthaarte und eingölte Muskelmasse im Schattenspiel. Zwei Männer beissen in denselben Apfel, die Tänzer greifen sich in den Schritt und ziehen lasziv langsam an Zigaretten. Einmal ist gar ein praller, nackter Hintern zu sehen. Dazwischen tanzt Madonna, mit gewohnt aufreizendem Décolleté und halb geöffneten Lippen.

Da mag man tausendmal die «Queen of Pop» sein, gegen die Sittenwächter von Youtube kommt Madonna nicht an. Ihr neues Video «Girl Gone Wild» ist in der Filmchensammlung im Internet nur für Erwachsene zu sehen. In dem Video ist in der Tat jede Menge nackte Haut zu sehen – allerdings nicht wie üblich von Frauen. Wer «Girl Gone Wild» auf Youtube betrachten will, muss sich mit E-Mail-Adresse anmelden und mit einem Mauseklick versichern, über 18 Jahre auf dem Buckel zu haben. Wer so ehrlich ist und dies nicht bestätigt, bekommt den Hinweis, dass «die Youtube-Community» das Video als «möglicherweise für manche Nutzer unangemessen» gemeldet habe. Nackte Männerhaut ist offenbar auch für reizüberflutete Youtubegänger eine Zumutung. yde/SDA